
DIE KRISE DER USA

Rezension von: M. L. Dertouzos/
R. K. Lester/Robert M. Solow und die
MIT Commission on Industrial Productivity, Die Krise der USA. Potential für neue Produktivität *Made in America*, Keip Verlag, Frankfurt/M.,
1990, 349 Seiten, DM 58,-

Der Originaltitel der 1989 vom Massachusetts Institute of Technology vorgelegten Untersuchung zu den amerikanischen Wirtschaftsproblemen und den daran anknüpfenden Handlungsempfehlungen klingt weit optimistischer als der deutsche: „*Made in America. Regaining the Productive Edge*“. Doch die amerikanischen Krisenerscheinungen stehen im Mittelpunkt dieser MIT-Analyse, und daher trifft der deutsche Titel die Sache weit genauer.

Die Studie ist Ergebnis einer fächerübergreifenden Gemeinschaftsarbeit, an der mehrere Dutzend Wissenschaftler des MIT seit 1986 zusammengearbeitet haben. Die federführende *MIT Commission on Industrial Productivity* setzte sich überwiegend aus Natur- und Ingenieurwissenschaftlern zusammen, aber auch die Sozialwissenschaften waren vertreten, u. a. durch den Wirtschaftswissenschaftler Lester C. Thurow und die Politikwissenschaftlerin Suzanne Berger. Die Kommission ließ branchenbezogene Detailstudien erstellen, die von insgesamt 13 Arbeitsgruppen – jeweils mit Experten des relevanten Untersuchungsgebietes besetzt – erarbeitet wurden. Dieses Projekt brachte somit quantitativ wie qualitativ ein wissenschaftliches Potential zusammen, wie es nur ganz selten auf ein einzelnes wirtschafts- bzw. sozialwissenschaftliches Thema konzentriert wird. Entsprechendes Gewicht darf den Ergeb-

nissen der Forschungsgruppe aus der renommierten US-amerikanischen Hochschule zugemessen werden.

Die empirische Basis dieses *Produktivitäts-Reports* bilden umfassende Branchenuntersuchungen. Die vollständigen Analysen der acht einbezogenen Industrien sind separat erschienen (The Working Papers of the MIT Commission on Industrial Productivity, 2 Bde., Cambridge/Mass. 1989). Im vorliegenden Band finden sich Zusammenfassungen sowie ergänzend als eine Art Anhang „Industriestudien“ zu den acht Bereichen Automobilindustrie, Chemie, ziviler Flugzeugbau, Unterhaltungselektronik, Werkzeugmaschinen, Halbleiter-/Computer-/Kopierer-, Stahl-, Textilindustrie.

Neben den Branchenstudien wurde eine speziell auf Aus- und Fortbildung sowie die generelle Bildungssituation der USA gerichtete Untersuchung einbezogen. Die Kommission sieht gerade in den über einen längeren Zeitraum verlaufenden Niedergang des allgemeinen Bildungs- und Ausbildungswesens eine zentrale Ursache für die Zuspitzung der sozialökonomischen Schwierigkeiten des Landes.

Die einschlägigen Empfehlungen dürften auch für europäische Bildungspolitiker äußerst wertvoll sein und könnten sie vor Fehlentscheidungen bewahren, die sich jüngst in kurzfristigen Maßnahmen der Schul- und Studienzeitverkürzung zur vermeintlichen Effizienzsteigerung abzeichnen. So plädiert die MIT-Studie unter anderem für eine Verlängerung von Schul- und Studienzeiten sowie eine kultur- und sozialwissenschaftliche Erweiterung der technischen Studiengänge. Den kooperativen und sozialen Fähigkeiten wird als Gegengewicht zu einem kontraproduktiven Ellenbogen-Individualismus herausragende Bedeutung beigemessen. Kurz, gerade in den bildungspolitischen Teilen wenden sich die Wissenschaftler gegen die modische Tendenz, Bildungszeit zu verkürzen und Wissensstoff *abzuschichten*. Die eindeutige

Parteinahme für mehr bzw. bessere (Aus-)Bildung durch die mehrheitlich mit Natur- und Ingenieurwissenschaftlern besetzte MIT-Kommission gewinnt besondere Bedeutung mit Blick auf die aktuellen kultus- und wissenschaftsministeriellen Bemühungen. Schul- und Hochschulwesen auf die technisch-wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des *Produktionsfaktors* Mensch zurechtzukürzen.

Die Autoren bekennen, daß sie in der zweijährigen Untersuchungsperiode nicht nur den üblichen Lernprozeß durchgemacht haben, der mit jeder solch umfänglichen Arbeit verbunden ist, sondern daß sich ihr „... Denken im Laufe dieser Arbeit tiefgreifend verändert hat.“ (S. 174) Dabei blieben viele, heute noch gängige Stereotypen auf der Strecke. Deutlich wird etwa erhebliche Skepsis gegenüber dem *Postindustrialismus*, jener verbreiteten Vorstellung also, daß die Leistungs- und Wettbewerbsfähigkeit hoch entwickelter Wirtschaften und Gesellschaften kaum noch von der Industrie, dafür aber mehr und mehr vom Dienstleistungsbereich bestimmt werde und damit der technische Fortschritt der *Informationsgesellschaft* den traditionellen, industriellen Bereich quasi hinter sich gelassen habe.

Wiederholt betont die MIT-Kommission, daß die *Fertigung* nach wie vor der Schlüssel zum technischen Fortschritt ist und daß die verheerende Vernachlässigung des Fertigungsbereiches in den meisten US-Industrien den volkswirtschaftlichen Abstieg der USA bewirkt hat (vgl. S. 54 ff.). Dies gilt umso mehr, als die zur Beurteilung des *Leistungsvermögens* der Fertigung relevanten Kriterien (u. a. Produktivität, Qualität, Kundendienst, Flexibilität, Geschwindigkeit der Innovation, Beherrschung strategisch wichtiger Techniken; vgl. S. 47 f.) zumindest teilweise auf andere Bereiche übertragen werden können und sich auch keine scharfen Grenzen zwischen Fertigung und Dienstleistungen ziehen lassen.

Im Gegensatz zu manchen (früheren)

Studien zum Produktivitätsproblem der USA, die häufig wenige oder gar nur einen Faktor als Hauptursache dingfest machten oder gar die Schwierigkeiten als temporäre Nachlässigkeiten bagatellisierten, wird in dem MIT-Report eine Art *amerikanische Krankheit* diagnostiziert. Eine Krankheit, die sich über einen längeren Zeitraum eingeschlichen hat und nun mehr und mehr zu wüten beginnt. „Aus anderen Industriestudien“, vermerken die Autoren, „schlossen wir, daß die Rückschläge vieler Unternehmen weder Zufall noch Bestandteil der natürlichen Entwicklung waren, sondern eher Symptome einer durchgängigen Systemkrankheit.“ (S. 19) Daher führen die bisherigen wirtschafts- und unternehmenspolitischen Strategien, „falsche Mittel der Vergangenheit nur in stärkerer Dosis“ (S. 19) zu verabreichen, nicht nur tiefer in die Krise, sondern es droht eine Katastrophe.

Durchgängig wird auf soziale und kulturelle Probleme als eigentliche Ursachen der Misere verwiesen. Unzureichende Spar- und Investitionstätigkeit, Staats- und Außenhandelsdefizite und dergleichen landläufig wahrgenommene und beklagte Mängel gelten der Kommission eher als Symptome denn als letzte Ursachen. Weitaus bedeutsamer sind Defizite anderer Art: mangelhafte Organisationsstrukturen in den Unternehmen, verfehlte gesellschaftliche Einstellungen, Kooperationsunfähigkeit innerhalb der Unternehmen, zwischen Management und Gewerkschaften, zwischen Unternehmen und Staat, zwischen Lieferanten und Abnehmern und generell strategische Mängel sowie die extreme Kurzfristigkeit der Gewinnstrategien der US-Firmen (vgl. 53 ff.): „Nur große Optimisten könnten glauben, daß etwa die heutige Übernahmewelle der richtige Weg ist, um die Organisationsprobleme der US-Industrie zu lösen.“ (S. 54) Für den Mangel an Kooperation erscheint auch die unzulängliche Konsensfähigkeit charakteristisch, die sich u. a. in der bisherigen Uneinigkeit

über die eigentlichen Krisenursachen zeigt. Das mag auch erklären, warum trotz frühzeitiger Warnungen kritischer Außenseiter der amerikanischen Sozialwissenschaft (zu denken ist etwa an die „Radicals“ oder J. K. Galbraith) der von ihnen seit Ende der 60er Jahre registrierte Schwelbrand im Stützwerk der US-Wirtschaft weiterfressen konnte. Kritische Positionen sind in keiner Gesellschaft mehrheitsfähig, solange die Oberflächenercheinungen, wozu selbstverständlich auch die massenmedial transportierte Systemaffirmation gehört, goldene Bilder vorspiegeln. In den USA kommt aber noch ein besonders ausgeprägter gesellschaftlicher Antagonismus hinzu, der sich aus dem schon von Tocqueville registrierten und später vom amerikanischen Verfassungshistoriker Charles Austin Beard analysierten Profitindividualismus herleitet. An der Oberfläche glitzert der harmonisierende Zuckerguß der „amerikanischen Lebensweise“ klassenübergreifend ideologisiert, aber faktisch konkurrieren alle gegeneinander im Glauben, damit ihrem individuellen und zugleich auch dem allgemeinen Wohl am besten zu dienen. Der Kommissionsbericht stellt in diesem Kontext hingegen fest: „In den Vereinigten Staaten verhindern Individualismus und die distanzierten bis feindlichen Beziehungen zwischen Gewerkschaften, Arbeitgebern und Staat, daß ein Konsens über innerbetriebliche Aus- und Fortbildung (und nicht nur darüber; d. V.) zustande kommt.“ (S. 102)

Neben etlichen Verbesserungsvorschlägen für unternehmerisches und staatliches Handeln stellt die Kommission fünf zusammenfassende Forderungen auf, die sie als wesentliche Konsequenzen ihres Alarmberichts begreift (vgl. S. 142):

1. Konzentration auf neue Grundlagen und Ziele der Fertigung;
2. Erziehung zum demokratischen Wirtschaftsbürger;
3. Synthese aus Kooperation und Individualismus;

4. Selbstbehauptung in der Weltwirtschaft;

5. Vorsorge für die Zukunft.

Gemessen an Eindringlichkeit und Bedeutsamkeit der Untersuchungsergebnisse wirken diese Forderungen – wie auch manche anderen Empfehlungen – relativ blaß, fast trivial. In der Tat fällt die Empfehlungskomponente der MIT-Studie unter das Niveau der Forschungsergebnisse. Es wird relativ zurückhaltend formuliert; weder in der politischen noch in der sachlichen Dimension wird energisch konturiert; es herrscht der appellative Modus vor. Nach allen Erfahrungen mit anderen Krisenbereichen (etwa aus dem Umweltsektor) sind noch so katastrophenträchtige Faktendarstellungen und Warnungen kaum hinreichend, um angemessene politische Aktivitäten auszulösen. Dieses Schicksal könnte auch der MIT-Studie drohen. Wenn am Ende der für Wirtschaft und Gesellschaft der USA materiell und moralisch verhängnisvollen Reagan-Jahre die Kommission davon spricht, daß „nach Jahren der Trägheit . . . die USA heute gefordert (sind), in den Bereichen Technik und Organisation wieder hervorzutreten“ (S. 142), so klingt das eher verharmlosend denn aufrüttelnd.

Der Informationswert der Untersuchung liegt also eindeutig im analytischen Bereich, in der Fülle an Fakten und anschaulichen Verdeutlichungen der „amerikanischen Krankheit“. Dieses Material macht das Buch zu einer Pflichtlektüre für alle Ökonomen – Volks- und Betriebswirte gleichermaßen – und für alle Wirtschafts- und andere Politiker. Sie sollten jedoch eigenständige Schlüsse ziehen; nicht nur weil der Erkenntnistransfer von der USA-Lage auf andere Länder sonst mißlingen wird, sondern weil die dargelegte Dramatik der US-Befunde sich nur unzureichend in den Handlungsvorgaben wiederfindet.

Auf Interessenten der Sache wartet eine spannende Lektüre. Er versteht sich, daß hier nur einige Punkte ange-tippt werden konnten, und die Mate-

rialfülle auch nicht andeutungsweise ausgebreitet werden kann. Erwähnt seien aber auch einige Unebenheiten und Defizite. Es fällt auf, daß die MIT-Forscher recht zurückhaltend gegenüber den negativen Effekten der Rüstung blieben. Zwar wird verschiedentlich auf solche heiklen Aspekte verwiesen, aber dem stehen dann wiederum eher apologisierende Bemerkungen zum zivilen Nutzen der Rüstungsausgaben u. a. im Forschungs- und Entwicklungssektor gegenüber. Die scharfe Kritik, die von manchen US-Autoren am Pentagon – und zwar seit langem – geübt wird, findet sich in der MIT-Studie nicht wieder, d. h. auch nicht in einer gegenkritischen Auseinandersetzung. Vielleicht spielt dabei eine Rolle, daß die MIT-Forschung auch viel Geld aus dem Rüstungshaushalt erhielt. Auffällig ist etwa, daß die Arbeiten von Seymour Melman, unter anderem seine 1983 (!) erschienene Monographie „Profits without Production“ nirgends erwähnt, geschweige denn aufgegriffen werden¹. Handelte es sich bei Melmans Schrift um irgendeine „Massenware“ am Markt der kritischen Literatur zur Sozialökonomie der USA, wäre das verständlich. Jedoch sind die Untersuchungsergebnisse Melmans von Anfang der 80er Jahre in vielen und zentralen Bereichen eine fast wortwörtliche Vorwegnahme der MIT-Studie, oder anders ausgedrückt: Die MIT-Studie bestätigt Melmans Analyse und seine frühen Warnungen bis in Details.

Im Unterschied zur vorliegenden MIT-Studie finden sich bei Melman und anderen auch weitergehende Erklärungen für die diagnostizierten Probleme. So wird beispielsweise vom MIT die Kurzfristigkeit der Gewinn-

politik vieler US-Unternehmen klar beschrieben und als ein Faktor für die mittel- bis langfristigen Mißerfolge herausgestellt. Warum es überhaupt zu dieser falschen Einstellung kommen konnte, – die ja keineswegs den Traditionen der US-Industrie entspricht –, bleibt unklar. Ähnlich verhält es sich bei den konstatierten Organisationsmängeln. Sie werden beschrieben und für negative Folgen verantwortlich gemacht, aber woher sie eigentlich rühren, erfährt der Leser allenfalls andeutungsweise.

Es ließen sich weitere „Vorläufer“ zum MIT-Bericht anführen; auf einige Vorarbeiten hat die Kommission auch zurückgegriffen bzw. hingewiesen. Angesichts der schon seit langem wahrnehmbaren Fehlentwicklungen in der US-Wirtschaft und im Hinblick auf die „nationale Herausforderung“, die das Ausmaß jener Abstiegsprozesse bedeutet, erstaunt es, daß das renommierte MIT so spät mit seinem wissenschaftlichen Potential reagierte und somit keine Frühwarnfunktion, sondern allenfalls die eines Notstoppsignals erfüllt. Jedenfalls bewegt sich das MIT mit dieser Analyse nicht an der Spitze der kritischen Forschung, aber sein Renommee dürfte der Kritik mehr Resonanz verschaffen, als sie früheren Veröffentlichungen zum Thema zuteil wurde.

Karl Georg Zinn

Anmerkungen

1 Vgl. zur Arbeit Melmans: Zinn, Karl Georg, Das amerikanische Produktivitätsproblem, in: Wirtschaft und Gesellschaft, Jg. 17/1, 1991, S. 37